

Landläufig

Eine Kurzgeschichte aus dem Stegreif

an D.

Mara schielt und ist sehr schön. Das sind die zwei einzigen Dinge, die die Leute im Dorf über das Leben der Heranwachsenden wissen. Dafür und vielleicht für ihre anständige, aufgeschlossene Art ist sie bis ins grössere Nachbardorf bekannt. Besonders auffallend ist Höflichkeit bei der hiesigen Landbevölkerung aber nicht und so kennt man sie, wie man hier jeden kennt. Sie ist das nette Mädchen vom Oberdorf, Mara, die schielt und sehr schön ist.

Das alles könnte ihr Gut und Recht sein, aber Mara stösst sich daran, dass sie dabei auf nichts als belanglose Äusserlichkeiten reduziert wird. Diese Empfindungen würden sicherlich einige im Dorf befremden, abgesehen davon, wie schwierig es zuweilen ist, jemanden auf nicht Belangloses zu reduzieren.

Der Bauer Gross als Beispiel genommen, der würde sicher liebend gern bloss auf sein Äusseres herunter gebrochen, aber dafür ist es zu spät, denn hat man einmal seinen Ruf, wird man ihn so schnell nicht mehr los. Hinter vorgehaltener Hand nutzt er auch heute jede Gelegenheit, seinen Verdruss darüber kundzutun, welche zwei Lappalien von Vorfällen ihn vom anständigen Bauern Gross und Maras Vater zum frechen Schwätzer, der nicht auf seine Schnauze hocken kann, verkommen liessen. Die Bäckerfrauen erzählen es noch immer sehr gerne und reissen sich darum, die Geschichte einer neuen Angestellten preisgeben zu dürfen. Er war damals guter Laune, die Tiere früh versorgt zu haben und auf eine gesellig gefüllte Bäckerei zu stossen, die das Lieblingsbrot seiner Frau für einmal nicht ausverkauft hatte. Ein Urdinkel-Früchtebrot. An der Theke liess er sich Zeit, plauderte mit anderen Kunden und schäkerte mit den Verkäuferinnen. Dabei gab er gerade dann eine pointierte Anekdote über den Dorfpfarrer von sich, als dieser hinter ihm in den Laden eingetreten war. Mittlerweile ist dieser Vorfall selbst zur pointierten Anekdote verkommen. Sollen sie doch reden, diese Leute. Das andere Mal hat er der gleichaltrigen Agnes in der Festwirtschaft zum Ende des Dorffestes eine gelangt, weil, und zumindest das weiss jeder im Dorf und mildert den Zwischenfall zu seinen Gunsten, diese einen

Familienzwist wieder hatte zum Aufflammen bringen wollen. Bauer Gross kann sich bis heute nicht ausmalen, wie er adäquat auf diese Situation hätte reagieren sollen. Die Beleidigungen dieser Agnes hätte er nie auf sich sitzen lassen können, sein Schnauzbart schien ganz rot vor Wut. Frau und Kind hatte er nie geschlagen. Aber das reichlich geflossene Bier bekam ihm nicht und wie man dann noch verbindlich Stopp sagt, hatte er nicht anders gelernt. Soll sie nur wieder grüssen und grinsen, dieses Biest, für ihn ist sie gestorben.

Mara ist noch keine zwanzig und kann sich solche definitiven Meinungen gegenüber Bekannten nicht vorstellen. Alles eingerostet Endgültige bietet doch auch immer die Möglichkeit eines Neuanfangs. Ihre Mutter hat früh einen tiefen Glauben an Vergebung und Wiedergutmachung in sie gelegt, deshalb sucht sie auch den verkalkten und verstaubten Vorurteilen in der Gemeinde nachzufühlen. Aber irgendetwas scheint ihr entgangen zu sein, um die Verbitterung so eines manchen um den Dorfplatz herum zu verstehen. Darum fragt sich Mara manchmal bei gezogenen Vorhängen in ihrem Kinderzimmer, ob diese Frustration von der Kleinherzigkeit vieler Ansässiger herrühre. Sie selbst würde, wenn damit ihrer Familie gedient wäre, noch immer ihr Schlafzimmer mit einem ihrer jüngeren Brüder teilen, nächtigten die nicht lieber unter sich. Noch immer würde sie ihre Teilzeitstelle im kleinen Dorfladen für ihre Eltern aufgeben, wenn diese sie plötzlich auf dem Hof bräuchten und sie würde einer wie der Agnes noch immer die Hand reichen, denn sie habe sich vor niemandem zu verbergen. Im Gegenteil, würde doch nur jeder von seinem Groll ablassen und sein Herz für Veränderung öffnen, malten sich die Leute ein neues Bild von ihrem Dorf und von einander. So mancher würde dann sicherlich staunen, über Maras Bestnoten in der Schulzeit, wie ihr trotz schielenden Auges kaum einer auf den Landmaschinen ihres Vaters etwas vormacht, oder wie sie bis ins letzte Schuljahr so manchem Burschen an den Barren wie am Reck den Rang ablief. Kurz, man würde mehr vom Guten in den Leuten, mehr von der Essenz als vom Offensichtlichen sehen und sie nicht mehr auf ihr Schielen und ihre Schönheit beschränken.

Die Nachbarsfrau Kati ist da nicht viel anders. Mara weiss um ihre Güte und ihre Freundlichkeit, die sie ihr gegenüber stets an den Tag legt, aber bereits ihrer Mutter gegenüber gibt sie sich merklich verhaltener. Vielleicht resignierte diese liebevolle Frau ob all den Vorurteilen, die man ihr als Auswärtige in den zwei Jahrzehnten, die sie hier lebt, entgegenbrachte. Abgesehen davon, dass sie sich hat scheiden lassen, wird auch sie auf reine Äusserlichkeiten heruntergebrochen. Die Frage wirkt Mara nicht vermessen, ob das die Tendenz bei allen Frauen im Dorf sei und ob Mara ihre Rolle nun bis an ihr Lebensende gefasst habe. Wenn jemand im Dorfladen nicht gerade Bescheid weiss, von welcher Kati gerade die Rede ist, dann sagt niemand: Ja die Kati, die ihre jugendlichen Söhne trotz deren lebhaften Widerstands regelmässig in den Arm nimmt.

Oder: Ja, die Kati, die ihren Garten pflegt und schmückt, sogar jetzt gegen den Winter hin, als würde sie nicht zur Miete wohnen. Niemand meint: Doch, die Kati eben, die einem sagt, dass sie einen mag, auch wenn sie weiss, wie oft sie das schon wiederholt hat. Nein, man schnauzt heraus: Die Kati mit den blutunterlaufenen Augen, du weisst schon welche, die, die sich vom jüngsten Spycher scheiden liess. Dabei ist sie bis auf ihre von der Arbeit etwas aufgedunsenen Hände und das mit den Augen eben eine recht zierliche Gestalt für Ende vierzig. Kati bleibt vor diesem Geschwätz lieber auf sichere Distanz, zieht sich in ihre vier gemieteten Wände zurück, um mit ihren maskulinen Händen übers Griffbrett ihrer Gitarre zu gleiten, dem einzigen Geschenk ihres Ex-Mannes, das nicht auf dem Sperrmüll gelandet ist. Wenn sie durchs Dorf schlendert, etwa zu Mara in den Laden, dann meistens mit ihrer Tochter, ein waches, flinkes Mädchen, so zierlich wie ihre Mutter mit ebenso lieblichen braunen Locken. Solche hätte Mara auch gerne. Der Grund für ihre Begleitung mag ein mögliches Zusammenstossen mit ihrem ehemaligen Ehegatten sein. Zumindest alleine möchte sie wohl diesen unangenehm kalt aufwühlenden Treffen aus dem Weg gehen. Und weil der jüngste Spycher noch immer im Dorf, wieder im Elternhaus bei seinem alten Vater im Parterre wohnt, sieht man sich doch regelmässig. Aber Nachbarin Kati fürchtet sich nicht, ihn oder seinen alten Vater zu sehen, sie können ihr bloss beide gestohlen bleiben. Trotzdem begrüsst sie das Vorhaben ihrer Kinder, zumindest bis zu derer Volljährigkeit den Kontakt zu ihrem Vater aufrecht zu erhalten.

Mara geht dieser Rückzug ins Private zu weit. Wo wenn nicht hier auf dem Land biete sich noch die Möglichkeit einer derartigen Geselligkeit, wo man sich eben noch kennt. Die liebe Kati müsste sich nur bei einigen gleichaltrigen Frauen mitteilen, sich einmal etwas Zeit nehmen, mit jemandem wie etwa Maras Mutter zu plaudern. Sich die Vorzüge des Landlebens auf Grund nicht gesuchten Rückhalts durch die Lappen gehen zu lassen, findet Mara reichlich schade. Ganz gegensätzlich zu Nachbarin Kati versucht sie zu den unterschiedlichsten Dorfleuten einen Draht zu finden und zu ihren Familien ein gutes Verhältnis zu pflegen. Das gelingt ihr mühelos. Bei den Familien mit ledigen Söhnen gesteht sie auch unverblümt ein, weshalb ihr das mühelos gelingt. Man weiss nie, wo die Liebe der Söhne hinfällt und ihr Schielen ist im Gegensatz zum Gehöft samt Gestüt nicht erblich.

Dass aber das Zuvorkommen vieler nicht finanziell bedingt ist, weiss Mara aus zuverlässigen Quellen. Eine dieser Quellen heisst Eneas und wohnt trotz seiner nunmehr fast dreissig Jahre noch auf dem Hof der Eltern im Unterdorf, genauer gesagt in deren Auszugshaus, wobei sein Bruder den Hof bereits übernommen hat und mit Kind und Eltern unter einem Dach lebt. Eneas, der das Schreinern gelernt hat, sollte schon vor einiger Zeit seinen Platz räumen, auswärts Arbeit finden und heiraten, aber gerade letzteres schien bei Eneas ein zunehmend

aussichtsloses Vorhaben für die besorgten Eltern. Es geht ihnen dabei nicht darum das Stöckli, das kleine Haus auf der Westseite des Hofes, für ihren Ruhestand in Beschlag zu nehmen, sie waren mit der Nähe zu ihren Enkeln bislang zufrieden. Aber sie hätten ihrem Eneas ein sicheres Standbein und eine Ehefrau von ganzem Herzen gewünscht. Warum es nicht klappte, blieb ihnen ein Rätsel. Schwer zu sagen, ob Eneas seinen Ruf gegen den Maras tauschen würde. Immerhin gegen aussen schert er sich nicht darum, was man sich über ihn erzählt. Zumindest sind es keine oberflächlichen Beschränkungen auf sein Erscheinungsbild. Das wäre auch nicht einfach, denn an seinem Äusseren zeigt sich nichts Aussergewöhnliches, das einem ins Auge stäche. Markant fallen Mara seine hellen Augen auf für einen Mann schwarzen Haares. Seine Regenbogenhaut erinnert sie an Tropfen transparenten Kirschbaumharzes. Es gibt über ihn keine reisserischen Geschichten zu hören; nie ist er nach der Chilbi oder sonst einem langen Abend besoffen durch die Vorgärten getorkelt wie die anderen seines Alters, nie wurde er erwischt, wie er sich mit einem Mädchen versuchte runter ans sommerliche Flussufer abzusetzen, um dort die viele Generationen überdauernde Tradition schlafloser Sternendachübernachtungen zu pflegen und niemals hat er sich geschlagen, wie das für einige hier zu Lande zum Guten Ton unter jungen Männern gehört. Bis wohl auf das eine Mal, wenn das als Rauferei gelten mag, da hat ihm die Voss Susi mit ihrer dicken Wade in die Leiste getreten, weil dieser ihr am Glühweinstand auf die Oberweite geglotzt habe. Zumindest blieb er seither vom Gerücht verschont, sich nicht für Mädchen zu interessieren. Nein, bei Eneas besteht das Gerede weniger darin, was gesagt wird, als was im Geflüster seine Andeutung findet. So erkundigten sich letztlich drei Mütter bei Mara am Käsetresen über etwaige Neuigkeiten bezüglich Eneas, man frage sich ja schon, wo dieser schräge Kerl abgeblieben sei, so selten wie man ihn im Dorf sehe. Mara stellte sich dumm; welchen Eneas sie den meinten. Da schauten sich die Mütter zunächst gegenseitig gespannt und mit hohen Augenbrauen an und darauf zu Mara hinüber in jeweils das Auge, von dem sie sich gerade betrachtet fühlten. Die Anführerin des kleinen Einkaufstrupps schnappte Luft: Na, der Eneas eben. Dabei hob sie die Brauen noch weiter an und senkte gleichzeitig ihr Kinn, doch Maras Mädchengestalt war zu marmorner Unwissenheit erstarrt. Also setzte sie nochmals an: Aber du kennst doch den Eneas, der hat euch doch früher gehütet. Dann senkte sie ihre Stimme zum sanften Flüsterton, wie er einst nur unter Anwesenheit höchsten Landadels Anwendung fand und fügte hinzu: Du weisst schon... der, der noch nie ein Mädchen nach Hause gebracht hat. Die Anführerin nahm bei diesen Worten eine derart komische Haltung ein, dass Mara ihr Spitzname Leitkuh Maia einfiel, dem diese gemäss sicheren Quellen schon während ihrer Schulzeit alle Ehren machte. Da sprudelte ein Lächeln aus Maras Gesicht, sie würde sich das nächste Mal im Unterdorf nach ihm erkundigen und die Mütter machten Kehrtwende.

Tatsächlich noch am selben Tag nach der Arbeit rief Mara im Hof ihre zwei Hunde und lief nicht wie sonst nach oben an den Waldrand, sondern Richtung Fluss ins Unterdorf. Beide sind Baster mit treuem Blick, wobei sich der Rüde wie ein reinrassiger Schäfer aufführt, irgendeiner Rasse, Hauptsache edel, so seine Körpersprache. Sie sehen aber beide einem Schweizer Sennenhund am ähnlichsten, dreifarbig, das recht kurze Fell rauer als das einer Dogge. Sogar ihre Hunde sind für ihren Anstand bekannt. Nur Lämmchen, so heisst die Hündin, gibt kurz an, wenn sich abends jemand dem Haus nähert, geschneilt hat sie aber noch nie. Seneca dagegen, ihm durfte Mara einen Namen aussuchen, der Hündin gab Vati einen, Seneca, der Rüde, stand auf, stellte sich mit breiter Brust auf die Terrasse und liess sich dann grundsätzlich nicht von ihm unbekanntem Gästen zurückdrängen. Da war er ein echter Dickschädel, machte dabei aber keinen Mucks und liess seine Bernsteinaugen reden. Angst haben aber selbst die Kinder des Dorfes keine vor dem grossen Seneca. Als Mara die Dorfstrasse überquert hatte, liess sie die Hunde von der Leine. Sofort stolzierte Seneca vorab. Er kannte den Weg und freute sich sichtlich bei Eneas auf Besuch zu gehen, denn das Stöckli war seine Kinderstube und nicht zuletzt dank der Hilfe Eneas', war er bei Mara zu so einem wohlerzogenen Rüden herangewachsen. Vor dem Stöckli angekommen, grüsste sie schon Eneas' Mutter über den Hof, wie es ihr gehe und so weiter. Mara erkundigte sich, ob Eneas da sei. So verschwand seine Mutter kurz drinnen, erschien nach einer Weile wieder im Türrahmen; Eneas helfe schnell seinem Bruder, sie könne indessen im Stöckli auf ihn warten, es sei offen. Da antwortete Mara, sie wolle bereits etwas voraus spazieren, Eneas könne sie bis zum Fluss wieder aufholen, sie würde sich Zeit lassen. Darauf winkte ihr die Mutter wortlos zu und verschwand mit einem Lachen im Haus. Der Fussweg in die kleine Aue wird stetig schmaler, bis der Wanderer irgend einmal bloss noch angedeutete Trampelpfade vor sich hat, von denen ein jeder an einer anderen Stelle ans Flussufer führt. Mara entschied sich für denjenigen, der sich mit etlichen Pärchen von Birken und Espen schmückt. Nur gut hatte sie die hohen Schuhe angezogen, die Seggen und Moose waren noch feucht vom Nebel, der sich in den Wintermonaten übers nächtliche Dorf legt. Es war schon eine ganze Weile her, seit sie zuletzt mit Eneas spazieren ging. Aber schon damals hätte sie keinen Gedanken daran verschwendet, ihm ein Zeichen zu hinterlassen, in welche Richtung sie denn vorausgegangen sei. Sie wusste, er würde sie bis zum Flussufer eingeholt haben. Die Hunde liebten es, hier durch die Gräser zu streifen. Lämmchen schleppte einen Klumpen Schwemmholz durch die Weiden und Senecas Hundehintern wedelte vorab, schaute mit lobendem Blick zu ihr zurück, eine vortreffliche Wegwahl. Der Pfad führte sie an einen kleinen Zufluss, der als etwas in den Waldboden versenktes Bächlein den Weg begleitete. Schon als sie als Kind mit ihrer Mutter hier spazieren ging, bewunderte sie die Wurzelteller der alten Eschen, die das dunkle Wasser plätschernd

freigelegt hatte. In ihrer Erinnerung wanden sich die Wurzeln noch opulenter in einander. Es kam ihr vor, als hätten die korpulenten Stämme seither an Jahresringen verloren. Auf einmal dachte Mara zurück an den Christkindmarkt, an dem Eneas die unliebsame Begegnung mit Susi Voss erlebt hatte. Worum sich ihr Streit drehte, hatte sie damals nicht verstanden. Sicher wollte der eine etwas und der andere nicht, es ist doch immer die gleiche Geschichte. Sie legte den Kopf in den Nacken und versank mit ihren Blicken in der Krone einer alten Esche. Ein feiner Wind liess die Wipfel unmerklich wanken. Zu hören war nichts ausser Lämmchen, die sich schweren Atems mit ihrem Schwemmholz ins Gras warf, abwechselnd ins Gras dann wieder in den Wurzelstock beissend. Mara fand es echt schade, wie schwer es den beiden auf dem Markt gefallen war, den Weg der Versöhnung einzuschlagen. Sicher hatte Eneas auch seinen Teil zu Susis Frustration beigetragen.

Am selben Abend, an Nachbarin Katis Marktstand, hatte diese ihr das Kerzenziehen von Hand beigebracht. Kati hatte sich alle Zeit der Welt genommen, einen Docht zugeschnitten, der weder zu kurz noch zu lang war für das Mädchen, so dass sie mit dem Docht weit genug in das geschmolzene Wachs kam, ihr die Kerze aber zum Ende hin nicht zu schwer geworden wäre. Langsam hatte Kati die ersten Male Maras zarte Handgelenke geführt, sie gemahnt, das abkühlende Wasserbad nach jeder dazugekommenen Wachsschicht nicht zu vergessen, dann die wachsende Kerze mit einem Lappen gut abzutupfen, bevor sie die Kerze wieder ins heisse Paraffin tunke. Ihre Kerze war grün geworden mit unzähligen orangen Schichten im Querschnitt, der sich unter erwartungsvollen Blicken der kleinen Mara offenbarte, nachdem Kati mit heisser Klinge den Kerzenboden zugeschnitten hatte. In Gedanken weit oben in der Esche schwebend, fühlte Mara der Enttäuschung über ihre Kerze nach, die ihr trotz der Komplimente Katis und Eneas', der sie und ihre Brüder begleitet hatte, nicht so richtig gefallen wollte. Obwohl Eneas hauptsächlich mit der Obhut ihrer kleinen Brüder und der Hunde beschäftigt war, war ihm in einer kurzen Minute eine wunderschöne ozeanblaue Kerze gelungen, ähnlich einem kleinen Tannenzapfen bloss, mit goldenem Mark und etlichen Wölbungen zur Basis hin, wie die Wogen, die sich zur Brandung hin aufschaukeln. Unverzüglich hatte er sie zusammen mit einem Säckchen selbstgebackener Weihnachtskekse Kati geschenkt, schelmisch gelacht, worauf ihm Kati mit flacher Hand ins Gesicht fasste, ihn ein wenig wegstiess, um ihm dann den Kopf zu tätscheln. Mara war die nähere Beziehung der beiden bis dahin nicht bekannt gewesen und hatte sogleich ihr Erstaunen verborgen. Eneas hatte sich danach vor Kati als Erwachsenen ausgegeben und mit dieser noch etwas geplaudert, während sich Mara der Szenerie des abendlichen Marktes hingab, teilnahmslos über den Marktplatz schielte und sich fast für ihren Begleiter schämte, der sich seines Alters nicht bewusst schien; hätte er seine Kekse doch

besser einer der Voss Schwestern geschenkt. Aber sie hatte ihn durchschaut, durchschaut hatte sie Eneas. Er glaubte nicht an die Kraft der Wiedergutmachung, lieber legte er einen Keks in die Männerhände einer Gitarristin, die ihre Mutter hätte sein können und das zuletzt wohl nur, um von diesen dann selbst zu kosten. Jede Wette wäre sie eingegangen, dass ihm seine Mutter in Wahrheit seine Backware zubereitet hatte, welche die beiden bester Laune verköstigten, ohne auch nur daran zu denken, Mara etwas davon anzubieten. Da war Seneca unter dem Tischchen mit der Kasse, die er bewachte, aufgestanden und hatte sie von hinten mit kalter Schnauze geschubst. Mara hatte sich darauf nicht umgedreht, die Stirn zusammengezogen und so leise wie streng Lass kommandiert.

So hoch schwebte Mara in der Krone, ihre Knie wären sofort im kühlen Wind erweicht, wäre sie nicht wie von selbst, leichter als Luft, durch die Astgabeln emporgestiegen. Ihr Blick ragte weit in Raum und Zeit. Mit Leichtigkeit lotete er ihre Erinnerungen aus. Damals war um sie auf dem Markt still geworden, sie spürte die Blicke der beiden Erwachsenen auf ihrer Wange, die ihr Gespräch beendet hatten, ihre kleinen Brüder blinzelten sie müde an. Mit einem Auge hatte sie gesehen, wie Eneas nun tief auf seine Knie gesunken war und theatralisch Luft holte:

Na, Eure Hoheit, was liegt Euch auf dem Herzen? Mara hatte mit angemessener Pause seine Anwendung erwidert: - Schwer vorzustellen, was ihn das interessieren mag.

Eures ergebensten Lakaien Fleisch erschlafft vor Euer Gnaden tadelnder Worte. Lasst mich, Eure Hoheit, mein frevelhaftes Betragen bestrafen und Euch als Probe meiner treuesten Dienerschaft vor den bezeugenden Blicken Eurer versammelten Gefolgschaft, und Eneas gestikulierte ausladend in Richtung ihrer Brüder, zu Eurer Hoheit Gemächer tragen.

Die Hunde hatten die Aufbruchstimmung mitbekommen und so war Lämmchen die erste, die nach einem Abschiedsblick zu Nachbarin Kati, in ihren Gedanken wohl schon beim Kachelofen liegend, vorab in die Nacht gelaufen war.

Liebe Grüsse an den Papa, Euer Wohlhochgeboren, hatte ihr Kati hinterher gerufen und mit vor Freude feuchten Augen zugesehen, wie die geschulterte Mara auf dem trabenden Eneas in die dunkle Gasse davon ritt, gefolgt von ihren vor Müdigkeit taumelnden Brüderchen.

Zu Hause war Mara in die Küche gerannt, wo das Abendessen schon aufgetischt stand und sie ihre Mutter mit grossem Lachen empfing.

Mara hatte den Bauch ihrer Mutter umarmt: Wo ist denn Vati?

Das helle Haar der Kleinen streichelnd: Euer Vater hört wieder einmal seine Bossa-Nova- Musik, was für einen Bauern hab ich denn da bloss zum Mann genommen. Dann hatte sie liebevoll ihre Hände auf Maras Schultern gelegt: Gehst du ihm sagen, dass ihr da seit, das Essen ist fertig.

Eilend war sie die Treppe nach oben gerannt und in sein Zimmer gestürzt. In den Lautsprechern zupfte jemand gerade eine herzerreissende Melodie aus den Saiten. Als sie an seinen Schreibtisch herantreten war, drehte er sich mit Tränen in den Augen zu ihr um, lachte mit von der Schreibtischlampe grün verfärbtem Schnauz.

Wieso weinst du?

- Ach, meine Prinzessin, dein Vati hatte einen bösen Traum, Erwachsene können auch weinen, das ist nichts Schlimmes.

Was hast du denn geträumt?

- Ach, meine Mara, wir werden nicht immer schlauer aus unseren Träumen. Aber gut, ich habe geträumt, unser Lämmchen sei uns häufig von der Leine, alleine sei sie durch alle hiesigen Wälder gestreunt. Da sei sie ganz hungrig auf einen riesigen Wolf gestossen, der ihr eine saftige Wiese zeigte, ihr dort einen prächtigen Blumenstraus in den Mund legte, so dass sich Lämmchen von den süssen Düften des Wolfes betört decken liess. Überglücklich war die ganze Familie im Traum, sie nach einigen Wochen wieder gefunden zu haben. Doch da habe Lämmchen am ganzen Körper gezittert, schlimmer als vor der ersten Schur, weinend habe sie gestanden, sich mit einem Wolf vereinigt zu haben. Lämmchen schämte sich nicht, ein Wolfskind auszutragen, aber ihre gewohnten Weiden zu verlassen, um allein unter Wölfen im Wald zu leben, machte ihr Angst. Da sagte ich, sie solle sich davon scheren, zurück zu ihrem Pack, eine Vermählung, noch bevor sie den ersten Wolfswelpen werfe, sei das einzige, was ihrem Nachwuchs noch die Ehre retten könne, ohnehin würde dieser am besten unter seines gleichen gross. Auf diese Worte sei Lämmchen davon in den Wald gerannt.

Mara hatte die Stirn gerunzelt:

Das ist wirklich ein schlimmer Traum, gerade wie ein Märchen. Vielleicht ist es besser, wenn du uns nicht mehr solche Geschichten vorliest. Diese Märchen belasten dich, das macht mich traurig. Schau, ich habe bei Nachbarin Kati eine Kerze gezogen, ganz alleine. Aber sie ist mir nicht ganz gelungen. Sie lässt dich grüssen.

- Zeig her, die ist ja wunderschön, mein Kind, und die hast du ganz alleine gezogenen? Da seh

ich wieder einmal wie randvoll du mit Talenten bist, das ist wohl die schönste Kerze, die ich je gesehen habe und dein Vati Gross ist ja auch nicht mehr unter den Jüngsten, das will schon was heissen. Aber doch. Sehr gerne sogar würde ich sie als Geschenk annehmen. Vielen, vielen Dank. Ja, ich komme, ich komme gleich.

Stolz auf ihre Kerze war Mara tobend die Treppe nach unten gesaust.

Kühle Auenluft sank aus der Esche zu Boden, da schubste Seneca sanft ihren Arm. Mara fühlte wieder ihr Gewicht in den schweren Schuhen. Wieder in sich eingekehrt, sah sie an sich nach unten, bemerkte, wie tief sie mit ihren Schuhsohlen im nassen Moos stand. Sie tätschelte Senecas Schädel und stapfte weiter. Am Kanal angekommen, der hier mehr einem kleinen See als einem Fluss glich, zeichnete sich die Sonne im steigenden Nebel ab, der vom leichten Wind in lose Fetzen riss. Von Eneas war weit und breit nichts zu sehen. Auf dem stillen Wasser setzten zwei grell orange Gänse zum Flug an und verschwanden in den gelben Schwaden. Die Vögel hätten doch bestimmt schon das Weite gesucht gehabt, wäre er hier durchgekommen. Komisch, keine Spur von ihm. Auch die Hunde schienen nichts zu wittern. Mara erblickte die dunkle Silhouette des Metallflosses samt darauf stehendem Dinosaurier, so nannten die Kinder des Dorfes den alten Bagger, der wie ein vorgeschichtliches Mahnmal mit zerbröseltem, orangem Lack und viel Rost an etwas Vergangenes erinnern wollte. Seneca pinkelte ans dicke Stahlseil, welches das Floss am Ufer hielt. Derweil schaute Mara hinauf zur Führerkabine, während sie näher herantrat; die schmutzigen Scheiben strahlten im Gegenlicht. Hinter dem Dinosaurier hörte sie jetzt Schritte auf dem Stahlgitter und dann entdeckte sie Eneas, der unter dem ausgefahrenen Baggerarm durchschlüpfte und mit einer selbstgedrehten Zigarette im Mundwinkel zu ihr runter sprang. Seine zweckmässig geschlossenen Lippen formten ein kindisches Lächeln, der Zipfel seiner Mütze legte sich über seine Stirn. Die Hunde stürmten heran, Seneca winselte vor Freude und stieg ihn mannshoch an. Eneas lehnte sich gegen ihn und küsste ihm zur Begrüssung beidseitig die Lefzen, was Mara ein seltenes mädchenhaftes Kichern entlockte. Dann warfen sich die beiden zu Boden und rangelten tollwütig wie zwei Buben. Plötzlich sprang Eneas hoch und rannte los, worauf Seneca geitschend nachjagte, mit einer Spiellust, die er seit Jahren nicht mehr an den Tag legte. Ausser Atem deutete Eneas vor Mara einen Knicks an und startete mit heiserer Stimme:

Eure Hoheit, welch eine Freude sie hier in der Natur anzutreffen! Welcher glückliche Zufall führt Eure Hoheit hierher?

Wie gewohnt, bedachte Mara kurz ihre Antwort, reglos verharrte sie vor dem nickenden Schilf:

Ach, lass. Eneas, lass gut sein. Rauchst du eigentlich?

- Ja, also, selten rauche ich, die hier ist für später, jetzt habe ich keine Lust.

Ach so, dann gut. Ich bin ziemlich froh, hab ich damit nicht angefangen. Weisst du, ich hab dich jetzt schon eine Ewigkeit gesucht.

- Mara, das freut mich, dass dir das so vorkommt, aber du hättest gut bei mir warten können. Woher soll ich denn bitte wissen, wo im Wald du gerade steckst?

Nun, ich weiss nicht. Irgendetwas reizt mich, mit dir den Streit zu suchen, aber ich will dir nicht böse sein. Hast du jetzt eigentlich mittlerweile ein Mädchen?

Maras Blick ausweichend, bückte sich Eneas vornüber, kraulte zärtlich Lämmchens Ohren. Mit einer gewissen Befriedigung stellte Mara zum ersten Mal so etwas wie Widerstand in seinem Ausdruck fest. Offensichtlich braute sich unter seiner Mimik ein Unwetter zusammen, sie fragte sich, ob es ein Sturm sein würde oder eine Regenfront. Bald zuckten buschig seine Augenbrauen, bald seine Oberlippe und unablässig kraulte er Lämmchens Ohren. Seine Kirschharzäuglein versanken trocken in ihren Höhlen, eine Regung blitzte über seine Stirn, wahrscheinlich Regenfront. Aber als wäre nichts gewesen, lösten sich die Wolken in seinem Gesicht und ein gelbliches Lachen wandelte ihn an. Nicht einmal die Zähne drohend zu fletschen, vermochte ihr kraulender Lakai. Lämmchen war nun ganz unter seinem Oberkörper verborgen, da setzte er sich zu ihr nieder:

-Na, wenn du so willst, sie ist mein Mädchen! Da jaulte die Hündin hell auf, bellte und jagte wie der Wind durchs Schilf in die Binsen.

Och, Eneas, jetzt bist du ihr auf den Schwanz getreten, Mensch. Seneca, such, such deine Freundin!

Doch Seneca stand bloss da mit breiter Brust und schaute sie an.

Seneca! Such! Warum suchst du den nicht, Mensch?

Da standen sie, die drei, schauten abwechselnd um sich und dann wieder dorthin, wo Lämmchen verschwunden war. Gegensätzliche Gefühle schwankten in Mara gegenläufig ineinander, keinem gelang es, die Hoheit zu erringen und so erstarrte sie rigide, wie sie sich nicht gerne gab. Ganz bewusst missfiel ihr, wie sie in die kindliche Abhängigkeit zurückschrumpfte, in der sie Eneas kennenlernte. Weder Eneas noch Seneca schienen ernsthaft Anstalten zu

machen, ihr Lämmchen zurück zurufen. Den beschwichtigenden Blicken beider ausweichend, führte sie sich Mittelfinger und Daumen zu einem Kreis geformt an die Zähne und stiess einen Pfiff aus, der sich messerscharf über den Kanal ausbreitete, über die mäandrierenden Zuflüsse donnerte; für einen kurzen Augenblick stand alles still. Dann bot die feuchte Erde wieder Halt, die Bäche liessen vorsichtig ihr Wasser fließen, die alten Eschen, denen der schrille Knall bis ins Mark gedrunken war, stellten ihre Arme wieder langsam wankend in den Wind, der mit den Vögeln aufkam, die gleich einem Küken aufschrien, aus Angst und Dankbarkeit geschlüpft und in ihre Winde ausgesetzt zu sein. Sie flogen in alle Himmelsrichtungen davon. Im Unterholz raschelte das Laub, doch die Hündin blieb verschollen. Mara überkam eine Erschöpfung in allen Gliedern und sank weinend zu Boden. Zusammengerollt lag sie im Gras. Ihren Hals nach oben gewunden, flossen ihr die Tränen in die Ohrmuscheln, wo sie grosse silberne Perlen formten. Unscheinbar schnüffelte sich Seneca mit auf sie gerichtetem Blick von der Seite heran, traute sich aber nicht zu äussern, ausser mit einem heiser piepsenden Keuchen. Von der anderen Seite her wagte sich Eneas ein wenig näher an sie heran. Sein Blick war einfühlsam. Dicht neben ihr hob er einen Arm und streckte ihn im Ansatz gegen ihre Schulter aus, als eine satte Perle aus ihrem Ohr fiel, und war dann offenkundig zu scheu, um Mara tröstend in seine Arme zu nehmen. Dann liess er seinen Arm missmutig runter gleiten und gurgelte einen tiefen Seufzer. Mara wäre gleich aus sich gefahren, hätte sie das Weinen nicht ermüdet. Aber ihre Gedanken kristallisierten sich rein. Welch unbeholfene Idioten. Sie konnten grölen und einen zum Lachen bringen, wenn man lustig aufgelegt war, andererseits keinen Trost spenden, lag man zerschmettert da. Was für eine Enttäuschung, diese Kerle. Ebenso ihr Vati, da ist sie sich sicher, der angesehene Bauer Gross, berüchtigt für seine klaren Ansagen im Dorf, wäre angesichts ihrer Tränen ganz klein geworden. Vor allem kleinlaut. Als handle es sich beim Gefühlsausbruch um einen Gehörsturz, bewegte sich ihr Vater in gegebenem Fall beinahe in Zeitlupe und ging auf den Zehenspitzen, wahrscheinlich im Glauben, damit Schlimmeres verhindern zu können. Solche Pfeifen. Nicht die ausgeprägteste, angeborene Männlichkeit kam für sie als Ausrede für eine solche soziale Inkompetenz in Frage. Kein Zweifel, in einer derartigen Lage hätte sie einer Freundin bedurft. Aber eine echte Freundin hatte Mara keine, sie hatte ihre Hunde. Ebenso wenig hätte sie ihr Rudel kleiner Brüder zu trösten vermocht. Nachbarin Kati, ja die hätte sie ohne zu zögern in den Arm genommen. Aber die ist weniger Freundin als Tante, oder eben wie eine Mutter halt. Und gerade das zärtliche Lämmchen, sie spendete immer Trost, dieses liebenswürdige Wollknäuel.

Oh, Himmel. Lämmchen, sagte sie, geht ihr beide nur zurück, ich warte hier auf sie.

- Jetzt komm, Mara, mach nicht so einen Wind aus der Sache, die kommt sicher bald wieder,

vielleicht laufen wir ihr etwas weiter oben noch über den Weg.

Was meinst du damit? Deinetwegen ist sie überhaupt erst weggelaufen! Fehlt nur noch, dass du sie absichtlich getreten hast! Ich wollte doch nur wissen, ob du nun ein Mädchen hast oder nicht, nicht um dich zu kränken, sondern weil ich es dir von Herzen gönnen würde. Du hast mir doch früher auch erzählt, wo du gerade herum streuntest.

- Ich hab sie nicht getreten, Mara, was ist es meine Schuld, erschrickt sie sich ab allem und jedem. Mach dir keine Sorgen, die ist wohl schon nach Hause gelaufen. Die kennt sich hier hervorragend aus, vergiss das nicht. Komm, mach schon, bitte steh auf, du wirst dich auf dem nassen Boden erkälten.

Er solle sich doch gefälligst verpissen, davon laufen, so wie sonst auch immer, bemerkte da Mara. Überhaupt sei er ein gemeiner Feigling, schon immer gewesen, so lange sie ihn kenne. Jammern, ja, das könne er, zischte sie weiter, sie werde hier wenn nötig die ganze Nacht ausharren. Wieso er nun so nah an sie herantrete, ob er sie jetzt ansteigen werde, ihr zeigen wolle, was für ein Mann er sei, fauchte sie. Was ein echter Kerl wie er mit ihr anstellen würde, sie mit nassem Höschen im Gras, das sei es doch, was ihm durch sein Erbsengehirn geistere, verfluchter Köter. Er solle sie bloss nicht anfassen, sonst würde ihn ihr Vater mit seiner Flinte erledigen. In diesem Moment stürzte sich Eneas auf sie, packte sie unter den Achseln und hob sie auf ihre Beine. Wie ein Kleinkind liess sich Mara in seine Arme fallen und machte sich so schwer wie möglich, doch er riss sie weiter an sich hoch und stellte sie auf ihre Füße. Ohne zu zögern, donnerte sie ihm mit spitzem Ellbogen ins Gesicht. Mit Handrücken und Ärmel wischte sich Eneas das Blut aus dem Auge. Ihr Schlag war hart genug gewesen, um ihm die Augenbraue leicht aufzureissen. Bald war seine linke Gesichtshälfte scharlachrot.

Mara entschuldigte sich augenblicklich. Eneas beschwichtigte sie wiederum und meinte, sie wäre morgen tot und erfroren, würde er sie nicht mitnehmen. Seine Stimme sang nicht mehr so wie sonst, was für ein furchtbarer Nachmittag. In ihr wuchs der Wunsch nach Wiedergutmachung. Sie erwiderte seine leisen Worte in ihrer Schlafzimmerstimme, diejenige, mit der sie ihrem Vati Gute Nacht wünschte. Die Sonne durchbrach jetzt die einzelnen Wolkenfetzen und verscheuchte deren Reste über den Auwald. Die Wangen der beiden trockneten unter den wärmenden Strahlen, ihre Anspannung wich aus ihren pochenden Schläfen. In zartem Ton überredete sie Eneas, sich draussen auf dem Floss die Wangen waschen zu lassen. Seneca schüttelte begeistert sein warmes Fell in der Sonne und stolzierte wie selbstverständlich zum Floss. Mit einem übertrieben dynamischen Sprung aus dem Stand

flog er, die Hinterläufe weit ausstreckend, hinauf aufs unbehagliche Stahlgitter, lief zitternder Knie kurzbeinig einen Bogen, sprang zurück ans Ufer und hielt stolz nach einer Belohnung seines Muts Ausschau. Zum Dinosaurier zu klettern war eigentlich verboten, nicht nur für Kinder, und so gab es uferseitig weder Treppe noch Leiter, die ein Erklimmen erleichtert hätten. Mara machte sich daran, die Höhe abzuschätzen, die sie hochspringen musste, wollte sie den Gitterrost erreichen. Mit ihren hübschen, verweinten Augen mass sie die Tiefe zum Floss und des darunter liegenden Wassers. Schweren Herzens gestand sie, sich den Sprung nicht zu zutrauen, das Plateau schwimme ihr zu hoch. Seneca horchte auf und liess sein Fell im Licht seiner Heldentat glänzen. Während dessen krümmte sich Eneas zwischen ihr und dem Floss gerade so, dass sein Rücken zur temporären Blockstufe verkümmerte. Dann tönte es unter der Auftrittfläche hervor, sie möge sich doch die Schuhe ausziehen. Diesen Gefallen erfüllte Mara ihrer Blockstufe gerne. Also stieg sie mit kalten Füßen auf seinen Rücken und von dort aus aufs Floss. Hinter her geklettert, schwebte ihm vor, sie übers Gitter nach vorne zum Wassereinstieg zu tragen, immerhin sei sie barfuss und er könne sie unmöglich über das eisige Metall gehen lassen. Wie damals am Weihnachtsmarkt forderte er sie auf, abermals auf seine Schultern zu steigen, um davon zu reiten. Und wie damals gab sich Mara zunächst zögerlich, schwang sich dann auf ihn hoch und umschlang seinen Nacken. Vom Kraftakt rann ihm das Blut erneut über die Wange und tropfte zu seinen Füßen durchs Gitter in den Kanal. Auf der anderen Seite des Baggerarms, kanalseitig beim Einstieg, biss die grob bezahnte Grabschaufel des Dinosauriers in ein Stück Riffelblech. Eneas deutete mit seinem blutigen Kinn auf den rostigen Löffel:

Hier, meine Herrin, Euer Thron. Mara lachte: Was, ich soll mich mit meiner nassen Hose da auf den Rost setzen?

Eneas setzte sie auf dem Riffelblech ab, wo sie sich auf seine Jacke setzten und ihre Beine über die Stufen des Einstiegs herunter streckten. Auf einmal war ihnen wohl und warm. Sie lauschten einer Schar Schwanzmeisen, die dem Ufer entlang von Erle zu Erle flogen und sich in der Sonne ergötzend redselig zwitscherten. Bald verloren sie ihr Zeitgefühl. Ihre von dunklen Monaten bleichen Gesichter strahlten einander an wie blasse Monde. Nach dieser ersehnten Helligkeit, dieser süßen Wärme lechzten die beiden im Winter gleich dem Wild. Die Sonne im Himmel und diejenige im Wasser begannen damit, die beiden Menschenkinder zunächst zu neuem Leben zu erwecken, sie in alle Glieder zu erfüllen mit ihrer milden Liebkosung. Dann machten sich die beiden Sonnen ein Spiel daraus, die zwei Mondgesichter unbemerkt langsam mit ihrer Glut zu überfluten und übergossen die Aue mit ihrem Gold. Angespornt von der scheinbaren Wirkung ihrer reizenden Zuneigung, rückten sie nahe aneinander und schlichen zum Doppelstern vereint an die beiden vor Freude Funkelnden heran. Das Floss zu erdrücken

drohend, kitzelten sie die zwei mit ihrer lachenden Hitze. Als sich die beiden Feuerbälle endlich vermählten, hatten die Bauernkinder über alles gesprochen, worüber sie sich nie einig würden; ob der Segen der Eltern wichtig sei für das Gelingen einer Beziehung, ob religiöser Glaube Entscheidungssache sei, ob man zeitgleich liebend und hassend sein könne, oder jeweils nur das eine oder das andere. Dann schwiegen sie beide. Gleichzeitig die Stille brechend, zog Mara ihr stickig heisses Halsband unter ihren Haaren hervor. Zwar hätte sie schon gerne gewusst, wer von ihnen nun eigentlich im Recht war, aber sie erinnerte sich nicht einmal, wer das letzte Wort in Anspruch genommen hatte, also liess sie den Gedanken fallen. Sie folgte mit einem Auge Eneas, der ans Wasser hinunter gestiegen war und sich die blutige Kruste von der Wange wusch. Wie gebannt starrte dieser in die sanften Wellen, die aus seiner Spiegelung abwechselnd lange Ohren, dann lange Schnauzen zogen. Direkt vor sich sah die Sonne seine Gesichtszüge zwischen ihren Strahlen ins Flüssige schmelzen, sie waren bereit, als amorphe Masse in den kühlenden Fallwinden des Abends zu neuer Gestalt zu erstarren. Mara schnalzte mit der Zunge, damit sich Eneas umdrehe, was auch prompt geschah. Sie warf ihm ihren Schal um den Hals, er solle sich damit abtrocknen. Auf allen Vieren stieg er die drei Tritte zu ihr herauf und hielt auf Höhe ihrer Füsse inne. Fasziniert von dem, was er da entdeckt zu haben schien, betrachtete er von Nahem die verschiedenen Nuancen komplementärer Farben ihres Knöchels. Von marinblau bis emeraude-grün über ihren Venen, bis ocker, cadmiumrot und zitronengelb zum Mittelfuss hin. Zuletzt wanderte sein Auge über die Farbtöne ihres Fussgewölbes, derer kontrastreichen Verschnitte, teils dicht an dicht in der Manier eines Meisterwerks eines Segantini gemalt. Als würde er die Fresken eines Jahrtausend alten Kirchenchors deuten, folgte sein Blick ihren zarten Gelenken. Für einen Augenblick erwog Mara ihn zu unterbrechen in dem, was er da tat, dann war ihr das Unverständnis über sein Spielchen nicht Anlass zu besorgter Unruhe, sondern zu unbändiger jugendlicher Neugier. Selbst wenn ein Teil Maras das wollte, ihre Füsse liessen sich erfüllt von einem nervösen Kribbeln nicht zu ihr hoch aufs Riffelblech locken. Gespannt sah sie ihn zurückweichen, wobei das Ende ihres Schals über ihre Füsse glitt. Wie von selbst spielten die kleinen Zehen im Wind, vom zurückweichenden Halsband langsam den letzten goldenen Schimmern über dem Fluss preisgegeben. Mara war überzeugt, dass Eneas irgend einen Scherz plante, bald mit ihr in schallendes Gelächter ausbrechen würde. Sie glaubte nicht an ein Überschreiten Eneas' einer von ihr im Verlauf des Nachmittags frisch nachgezogenen Grenzlinie, aber ihre Füsse wünschten es. In sich versunken führte Eneas seine kalte Nase an Maras winkende Zehen und schubste diese wiederholt an, ohne erkennbaren Rhythmus. Ihre aschblonden Haare verfärbten sich in der Abendstimmung zu einem wilden, feurigen Schopf mit brandroten Spitzen. Während ihr Haar zitterte, zuckten ihre Füsse zurück, um sich gleich wieder Eneas hinzugeben, der nun taktlos mit seiner Zunge ihre Zehen leckte.

Ihr ekelte ein wenig vor seiner unverfrorenen Art sie anzugehen, sie erkannte ihn kaum wieder in seinen leeren Augen. Mit Mühe verbarg sie ein Lachen, ein Lachen, das tiefer geklungen hätte als sonst. Von ganz unten stieg das Zucken in ihrem Körper weiter auf, bis er ganz bebte. Wenn sich Eneas spontan zurückzog, tobten Entspannung und wütende Sehnsucht nach mehr um die Hoheit in ihrem Herz. Vergebens suchte sie seinen Blick. Wenn er wieder ansetzte, mischten sich Befriedigung mit drückender Bedrängnis. Vor ihrem inneren Auge malte ihr Gedächtnis eine beige Blume, deren Namen sie nicht kannte. Bilder ihrer Schaukel blitzten in ihr vorüber, auf der sie als kleines Mädchen ihrem Vater Angst vorspielte, in der Hoffnung, dieser würde sie darauf noch mehr anstossen. Sie hörte ihres Vaters Stimme, wie sie damals klang. Zurück auf ihrer Schaukel streckte sie ihre Beine weit aus, liess ihr Haar nach hinten hängen und währte sich im Schwindel auf dem Mond, über den sie in Riesensprüngen langsam hüpfte. Sie war ganz nass vom Schweiss und Eneas' unerhörter Zunge. Hinter ihren Ohren kräuselte es, wie wenn sie vom sommerlichen Strom mitgerissen über den knisternden Sandkörnern des Flussbetts tauchte. Als Mara die Augen öffnete, verflog die elfenbeinweisse Kraterlandschaft und löste sich in wolligen Fetzen auf, die sich im Dämmerlicht lila aufsogen und schliesslich im Dunkelblau des Abendhimmels untergingen. Tief atmend, suchte sie wieder seinen Blick und als dieser noch immer leer ins Nichts starrte, tätschelte sie ihm den Kopf, wie sie das damals Kati am Weihnachtsmarkt hatte tun sehen. Da schaute Eneas zu sich kommend zu ihr auf, hinter ihm breitete sich aus dem Wald die Nacht aus. Eine sattblaue Wand rollte von Osten über die beiden und den übrig gebliebenen rosa Schwaden im Westen entgegen. Im Schilf herrschte gespenstische Stille. Während Eneas eher willenlos und noch müder als sonst dreinschaute, hätte Mara am liebsten die Sonne noch einmal über die Wellen des Flusses hinauf zu sich gezogen und sich nochmal in ihren warmen Honig gelegt. Aber sie war bemüht sich zu beruhigen, abgeklärt nahm sie die allseitig fallende Kälte wahr. Gerne hätte sie diesen Winterabend gegen einen sommerlichen getauscht. Dann hätte sie sich so weit ausgezogen, bis sie Eneas buchstäblich vor Scham berührend, übers Floss hätte ins Wasser treiben können, um ihm dann, tief in die Stille des Flusses eintauchend, hinterher zu springen. Aber sie war zufrieden mit dem, was sie erlebt hatte, offenbar konnte sie Eneas einen ersehnten Wunsch erfüllen und fühlte sich ihm gegenüber verständnisvoll. Sie streichelte ihm noch einmal das Haar. Wenn es nur Sommer gewesen wäre, so hätte die Sonne um diese Uhrzeit noch weit über dem Wald gestanden. Sie wäre mit Eneas zurück zum Einstieg um die Wette geschwommen. Sie hätte ihm kurzatmig vorgeworfen, sie gewonnen lassen zu haben. Vorsichtig wäre sie vor ihm aus dem langsamen Strom gestiegen. Sie wäre vor ihm in die Vielzahl an Decken und Lacken gesunken, die sie auf dem Rost ausgebreitet hätten. Genug Zeit hätte sie noch vor Sonnenuntergang gehabt, dass sie mittig ein Zelt aufgestellt hätte, um sich vor den Schnaken

der Aue zurück zuziehen. Aber noch hätte die heisse Abendsonne die Mücken nicht übers Wasser gelassen. Im Gezirpe der Insekten hätte sie ihrem Eneas grosszügig den Rücken gekrault, hätte ihn losgeschickt, den Baggerschlüssel auf dem Floss zu suchen, worauf er ihn, gewitzt wie er war, gefunden hätte und ihn ihr stolz präsentiert hätte. Die Zeit hätte längst ausgereicht, um noch bei hellem Tag in den Dinosaurier zu steigen und sich samt Floss so weit an die provisorisch gefühlte Ländte zu ziehen, damit Eneas geschickt ans Ufer springend, die beiden Stahlseile über die Pfosten gehoben hätte. Der Dinosaurier hätte darauf die restlichen Stricke zerbissen und seine Freunde und sich vom Ufer weg ins fliessende Kanalinnere abgestossen. Grölend wären sie im Reigen um die gestohlenen Brote und Weinflaschen aus dem Dorfladen getanzt, Dinosaurier mit vor Freude quietschenden Raupen. Dieser hätte das Jauchzen der Bauernkinder nachgeahmt und durch die Aue geröhrt wie ein brunftiger Hirsch, sich applaudierend auf den Gitterrost geklatscht, gebellt wie die Hunde und zuletzt samt Floss um die Ecke im Wald verschwindend, mit seinem Arm weit ausholend zum Dorf zurück Lebewohl gewunken. Dann wären sie still zusammengesunken und sachte auf den ausgerollten Teppichen davon schwebend eingeknickt. Sie hätten alle bereits in Erwartung grosser Abenteuer geträumt, als sie weit im Westen mit der Sonne verschmolzen untergegangen wären, Dinosaurier, Eneas, Seneca, Lämmchen und sie. Lämmchen.

Das Jahr findet sein Ende. Wieder sind Wochen ins Land gezogen, die kürzesten Tage, die spätesten Morgen. Man hat alle Hände voll zu tun gehabt vor den Feiertagen. Die Leute eilen nach wie vor durch die Gassen, die meisten überqueren den Dorfplatz ohne einen Blick auf die Dekorationen und den grossen Tannenbaum hinter dem Brunnen zu werfen. Geschneit hat es kaum je, doch der dicke Nebel setzte sich in den kalten Nächten zu prachtvollem Reif an die Bäume, wo die kleinen Kristalle die schattenhaften Tage überdauerten, um in der nächsten Nacht zu noch prunkvolleren Gebilden zu reifen. Lämmchen war und blieb verschollen. Sie war damals nicht zum Hof zurückgekehrt, wie sie gehofft hatten. Vermisstenanzeigen rund ums Unterdorf bringen nichts, im schlimmsten Fall sind sie Ansporn zur Jagd auf einen mutmasslich wildernden Hund. Immer noch sticht das Bewusstsein ihres Wegbleibens in Maras Brust, kommen ihr besagter Spaziergang und seine unglücklichen Ereignisse wieder in den Sinn. Eneas hat sich wohl geirrt, wenn er annahm, sie jetzt häufiger zu sehen, ihr gar beim Suchen Lämmchens zur Seite zu stehen, damals war er auch keine grosse Hilfe. Aber immerhin stand er mit Vater Gross stets auf gutem Fuss und nicht zuletzt deshalb musste er zusätzliches Interesse an Lämmchens Wiederkehr haben. Geradezu versteift hat sich ihr Vati nämlich an der Stelle an Maras Schilderungen aufgeregt, wo es seiner Meinung nach um mehr gegangen war, als sich um ein entlaufenes Tier zu sorgen, sondern für einen Freund da zu sein, nötigenfalls bis in die

Dämmerung zu suchen, statt einem höheren Schicksal vertrauend, ihn sich selbst und dem Rest seiner Hoffnung zu überlassen. Seinen eigenen Freuden in Gegenwart eines Freundes Not zu fröhnen, empfände er als getriebener als die hetzende Angst der tierischen Flucht. Maras Eltern hatten sehr selten Grund zur Enttäuschung. Die wohlerzogene, fleissige Erstgeborene kannte das Gefühl kaum, ihren Vater enttäuscht zu haben. In eine Art offene Schelte zu geraten, war ihr neu. Bedroht, ihre besondere Stellung in der Familie zu verlieren, rechtfertigte sie sich widerwillig und verwies auf ihr nach dem Stand ihrer Erziehung Überhand nehmendes Unvermögen, tugendhafter zu handeln. Vor ihrem Vater bestand diese Ausrede kaum, dieser war aber nicht bemüht, das Gespräch weiterzuführen. Lustlos aber erhobenen Hauptes zog Mara ab, verkroch sich in ihr Zimmer, wo sie unter ihrer Decke bitterlich weinte. Schloss sie ihre Augen, sah sie ihren Vater die Worte „tierische Triebe“ ertönen. Seine vor Ekel übertrieben gespannten Mundwinkel liessen dabei seinen dünnen Lippen kaum Platz, sein lilafarben enttäuschter Schnauz sträubte sich seines Gegenübers. Die ganze Geschichte tat Mara unendlich leid, niemals wieder würde sie in einer solchen Situation so reagieren. Von Eneas hätte sie mit seiner Dekade Vorsprung an Erfahrungsjahren dennoch mehr erwartet. Damals wie zwischenzeitlich, wo er sich bloss einmal bei ihr am Küchenfenster zeigte und sich von einem einfachen „Es passt gerade nicht“ abwimmeln liess. Auch ihre Mutter war davon nicht beeindruckt. Er kam auch nie mehr in den Dorfladen einkaufen. Maras Enttäuschung sitzt tief unter einer Vielzahl im Rückblick störender Kleinigkeiten. Er will wohl wieder alles gesagt haben, indem er sich gar nicht mehr äussert. Bestimmt ist er zuletzt noch stolz auf seinen Ruf, dabei wirkt dieses Gehabe auf Mara wie auf ihre Mutter geradezu weibisch. Mittlerweile steht sie ihrem eigenen Verhalten ebenso verständnislos gegenüber. Ihr Verantwortungsbewusstsein lässt sich nicht mit ihrem gezeigten Verhalten vereinbaren. Besonders wenn sie von der Arbeit kommt, fühlt sie sich die letzten Tage matt und alt, farblos wie die düsteren Gestalten, die früh abends am Tannenbaum vorüber nach Hause huschen. Aber irgendwie kann das alles nicht sein. Wenn in der Dämmerung eine Schleiereule geisterhaft in die Strasse schießt, vor ihr die Flügel blitzschnell schlagend davon fliegt, um zuletzt hinter einer Laterne mit hexagrammförmigem Festtagsschmuck zu verschwinden, fragt sie sich, was das alles zu bedeuten habe, ob sie die Zeichen richtig deute, ob es überhaupt irgendetwas zu interpretieren gäbe und was das alles eigentlich solle. Ihr wurde klar; sie hat sich ihr Leben anders vorgestellt. Mit Mutti zentnerweise Kekse zu backen, die dann in keiner Blechdose, in keinem Schrank und nicht auf dem höchsten Regal vor den nimmersatten Mäulern ihrer gefräßigen Brüder in Sicherheit waren; das konnte nicht das Leben einer jungen Frau sein, nein, niemals das Ihrige.

Neuerdings steigt Mara als erstes nach ihrer Heimkehr an ihrer Mutter vorbei in den

Gewölbekeller hinab, gut hörbar knarzt die Holzterre im punktierten Dreiviertelakt, dann verrät der lehmige Naturboden keinen ihrer Schritte im Speicher, wo sie wahllos nach etwas Essbarem greift, danach setzt ein pesantes Knarzen im Zweiviertelakt ein und sie verschwindet in ihrem Zimmer. Während das ganze Untergeschoss nach Gemüse und Lageräpfeln riecht, hat Maras Mutter sie letztthin mit einem uralten Glas eingelegter Birnen erwischt, welches stärker nach feuchtem Keller roch als eben dieser selbst. Sie wollte nicht gemerkt haben, dass etwas faul war, dabei hätte man annehmen können, das Einmachglas sei alleinige Quelle für die abgestandene Feuchte dort unten. Vielleicht sollte man mit ihr reden.

Lustlos kommt sie nach Hause, schmeisst ihre Jacke an den Haken und hüpf mit halb geschlossenen Augen die Treppe hinab. Sie verspürt keinerlei Schauer ab der Kälte hier unten. Die dankbar von Spinnen umgarnte Stalllampe spendet ein zu schwaches Licht, um das Gewölbe in seiner ganzen Länge auszuleuchten. Leichtfüssig schwingt sie sich auf das erstbeste Regal, langt hinauf in eine Holzkiste, wo sie Äpfel erwartet und greift in etwas Wolliges. Samtweich befeuchtet es ihre sondierenden Finger. Sie zieht ihre Hand zurück, die sich schwer anfühlt; etwas klebt noch daran. Mit dem Fuss den Vorsprung am Regalpfosten der Hurd ertastend, der die Mäuse am hochklettern hindern soll, steigt sie herunter. Wieder unter den Spinnen der Stalllampe angelangt, hält sie ihre Hand ins schwache Licht. Was sie sieht, entlockt ihrem elfenbeinblassen Gesicht keine Regung, auch der faule Geruch nicht. Als würde haarfeiner Flaum aus ihrem Handrücken wachsen, überzieht ein filigranes Gebilde glauk ihre Gelenke. Ihre Haut wirkt, als ob die wolligen Fäden aus ihren Poren wüchsen und sich in der stehenden Kellerluft vollends zum Fell ausstreckten. Durch die alte Glühbirne leuchtet ihr Haar rost-orange. Sie geht vor die Tür. Ihr Alltag erscheint ihr so reizlos, dass sie nur noch funktioniert, halbwach, mehr nicht. Wieso sie auf die Strasse hinaus ist, weiss sie schon gar nicht mehr. Doch, sie hält es nicht mehr aus, will ins Unterdorf, sich bei Eneas entschuldigen. Ja, sie möchte Wiedergutmachung leisten, wieder fröhlicher sein, den Leuten im Dorf ein Lachen schenken. Sicher fragen sich schon einige, was der Schönen, Schielenden aus dem Oberdorf widerfahren sei. Auch egal jetzt. Ein Geheimnis war es nicht, aber herumgesprochen hat sich von dem Vorfall kein Wort; niemanden hier interessiert eine entlaufene Hündin. Nur Kati hat irgendwie davon Wind bekommen und ausgerechnet der läuft sie jetzt draussen über den Weg, besser gesagt in die Arme. Aus ihrem lieblichen Garten hat sie ein Gesteck aus Winterschmuck tragenden Stauden, Gehölzzweigen und Zapfen und der Gleichen gezaubert, das dem prächtigsten Kranz eines reichen Frühlings Konkurrenz macht. Frei einer elliptischen Grundfläche folgend, erheben sich trockene Blütenzweige verschiedener Fetthennen aus einem Bett aus Efeu und Kletterhortensien. In der Mitte thront eine weisse Amaryllis, ihre gekrönten

Köpfe in alle Himmelsrichtungen neigend. Für diese eine Schnittblume ist die gute Kati wohl extra bis ins Nachbardorf geradelt, wenn nicht noch weiter und das alles für weiss der Kuckuck wen. Doch eben, für die Alte aus dem Oberdorf, also eigentlich für deren Abdankung, Mara sollte eigentlich auch dort hingehen, ihr Familienoberhaupt lässt sich ja auf Beerdigungen und dergleichen demonstrativ nicht blicken. Die schöne Blume. Das alles für die alte Witwe Bertha oben vom Waldrand, die mit den Eseln, die, die den Kittel ihres verstorbenen Gatten trug. Nach einigen Floskeln, unter anderem, wie harmonisch Katis Gesteck sei, meint diese, sie habe sich diesmal für den Pfarrer speziell Mühe gegeben. Dieser habe die alte Witwe, die mit dem Männerkittel, seit Kindertagen gekannt. Sie bringe es ihm gerade persönlich kurz vor der Feier noch vorbei. Der Arme sähe dieser Tage aus, als gehöre er selbst der Trauerfamilie an. Exakt, die alte Bertha mit ihren Eseln in ihren steppenartigen Wildblumenwiesen, Magerrasen und Wildhecken, Hauptsache Gestrüpp. Kati lässt ihren Blick in Maras Auge ruhen und fragt sie dann mitten im Gespräch, ob es ihr in letzter Zeit gut gehe. Sie sei wirklich zu einer hinreissenden jungen Frau herangewachsen. Dann reibt sie sich ihre roten Äuglein. Ohne Mara Zeit zur Antwort zu lassen, schaut sie rasch an ihr nach unten und fragt, was für ekelhafte Fetzen da an ihrer Hand kleben. Das sei bloss ein Apfel, doch, sie habe bloss einen Apfel gegessen. Also nicht die andere Hälfte davon, was sie jetzt in der Hand hielt. Dieser sei faul gewesen und sie habe Seneca gerade ertappt, wie er sich darüber hermachte, das Ferkel. Gerade noch habe sie Schlimmeres verhindern können, lächelt sie und schmeisst den klebrigen Klumpen in die Matte hinter dem Haus. Kati hat ihr Gesteck auf den Boden gestellt, um sich beidhändig die Augen zu reiben. Sicher doch, gerne begleitet Mara Kati in die Kirche, für das Gedenken an eine alte Bekannte ist immer Zeit. Gut, sie geht nochmal kurz hinein, um eine Jacke anzuziehen und sich die Hände zu waschen. Alles schrubben und bürsten nützt nichts, die Handfläche bleibt klebrig zinnoberrot. Vor der Haustür wartet Kati mit ihren Blumen unter dem vereisten Rosenbogen, auf ihrem Rücken fällt Mara jetzt eine grosse Tasche auf, vermutlich ihre Gitarre beherbergend, ihre Wirbel hängen weit über dem Kopf der kleinen Frau. Allegorisch trânt ihr das unterlaufene Auge. Sie sei sehr dankbar, von Pfarrer Peter, so sein Nachname, bereits wieder für eine musikalische Begleitung einer Trauerfeier angefragt worden zu sein. Weiter betont sie, dass es heute für sie schon ein aussergewöhnlicher Auftritt sei, für die liebe Bertha, so lange habe sie alleine gelebt, bis zuletzt ihre Esel versorgt. Mara versteht schon; am liebsten würde Kati noch ihren entlaufenen Spycher ins Feld führen im Vergleich mit der Verstorbenen. Aber klar, jeder kann hier auf dem Dorf einsam sein, auch die jüngeren, sogar die Kinder, einfach jeder hier, arme Hunde. Weiter ihren Ruf zementierend und ihre Einsamkeit betauernd, spricht Kati ihre Dankbarkeit aus, die Musik in ihr Leben gelassen zu haben und diese teilen zu dürfen. Mara sticht ein Gefühl von Wertlosigkeit ins Herz, das ganze Dorf,

einsame Hunde. Zur alten Kirche hin schreiten die Leute für einmal andächtig langsam, ihre Köpfe tief in ihre Schals gezogen. Vor der Kirche begrüßen sich die Familien verhalten, die meisten bleiben kurz angebunden. Mit scheuem Lächeln reichen sie sich die kalte Klinke in die Hand. Das einschiffige Bauwerk richtet sich mit seinem hellen Chor in ein kleines Tal, in deren Senke die Sonne zum nördlichen Wendekreis aufgeht. Heute ist keine Spur von Sonne in Sicht. Mara verbirgt ihr Erstaunen über die gut besetzten Bänke. Das tiefstaplerische Pult Pfarrer Peters wirkt von Katis Gesteck schwer überladen. Mit seinen gebogenen Beinchen bildet es einen krassen Kontrast zur hohen Kanzel. Zur heimlichen Freude der Mütter, die ihre Kinder nicht in die Schule schicken konnten, soll sich heute das Gerede im Gottesdienst in Grenzen halten. Unbemerkt hat sich Pfarrer Peter durch die Bänke nach vorne geschlichen. Während die Kleinen noch an die Lehnen der vor ihnen Platzierten treten, haben einzelne den langen Mann bereits wahrgenommen. Langsam verhallt das helle Rauschen aus Hauch und Konsonanten. Er blickt, seinen Kopf vor seiner Brust tragend, auf die Amaryllis. Dann eröffnet er mit dem gleichen Vokabular an Gesten, wie schon zu Maras früher Kindheit, als sie selbst gegen diese Holzlehnen trat. Nach weitläufigem Kreisen finden sich seine Hände zum Ende eines jeden Satzes wieder zu einander. Gerührt erzählt er, heute nicht viele Worte zu verlieren, das habe unsere geliebte Bertha so gewünscht. Lieber sei es ihr gewesen, die Trauernden mit reichlich Musik in ihrer Andacht zu verwöhnen. Lange Reden seien der tatkräftigen Frau jeher fremd gewesen, diesem Menschen des Lebens und des genutzten Tags. Stets auf den Inhalt statt auf den Schein bedacht, habe sie ihre sterblichen Überreste der Wissenschaft überlassen. Im Zwiegespräch habe sie ihm einmal zugeflunkert, ihr Lieblingspfarrer möge ihre Asche hinter dem Krematorium auch in einem oder zwei Aschenbechern bestatten, wenn es zu Hause im Dorf gerade seiner Seelsorge dringlich bedürfe. Mit etwas Verzögerung kichern einige Kinder. Ansteckend breitet sich das Gelächter durch die Reihen aus. Strafend blicken ihre Mütter zu ihnen herunter, manche heben dabei ihre Augenbrauen, andere einen Finger. Nein, ihr redlicher Wunsch sei gewesen, auf der breitesten Stelle des Flusses, auf einem Stückchen Treibholz verstreut, davon geschwemmt zu werden. In seiner Jugend habe er die weitherzige Frau kennengelernt. Begeistert holt Pfarrer Peter zur Anekdote aus, wie er Berthas berührende Bekanntschaft machte, wie sie ihn in der Tat zu seiner Laufbahn angestossen habe, mit der Idee einer Reise in den Osten, wie sie das mit ihrem Mann gemacht hatte. So sei er als Jüngling alleine auf dem Drahtesel bis ins armenische, bis ins Land der drei Seen gepilgert, getrieben von jugendlicher Neugier und Berthas verheissungsvollen Geschichten aus der Heimat ihres Gatten. Von der reichen Folkmusik mitgerissen, sei er zuerst bei Berthas Mann und nach dessen Ableben bei dieser selbst in den Musikunterricht. Bertha, betont er, habe selbst auch tüchtig die Duduk geblasen. Nach einer kurzen Stille verkneifen sich einige Mütter hörbar ein

helles Lachen. Ihre Kinder gucken fragend um sich, ihre Männer schauen auf den Klinkerboden, manche heben ihre Augenbrauen. Pfarrer Peter, sichtlich bewegt von seinen Erinnerungen, fasst sich an die Schläfen, Kati nimmt neben seinem Pult mit ihrer Gitarre Platz. Nach wenigen Griffen in einen kleinen Korb setzt er sich seine Duduk an die Lippen und pfeift ein paar tausende Töne durch den Chor. Erregt horcht die Trauergemeinde ab dem Ruf auf. Die ganze Kirche droht in ihrer Stimmung wankend, in jede mögliche Richtung zu kippen. Vielen steckt ein Lachen bereits im Hals, anderen ein Weinen. Die Kleinsten schauen mit grossen Augen zu ihren Eltern auf, nur Mara in den hinteren Reihen wirkt abwesend, ihr ist flau. Mit einem sanften Vibrato erfüllen die ersten Motive das Schiff, die Themen wiederkehren klagend, mehr und mehr in variierende Läufe ausholend, rauschen sie über die eingetauchten Hörer. Wo die Duduk unerwartet einen tiefen Ton hält, erklingen nun zart gezupfte Saiten. Die trächtigen Akkorde springen glitzernd vom Zederdeckblatt auf die Bänke nieder. Hie und da rudert ein Echo in einem satten Arpeggio aus. Begleitet von einem Reichtum an Klängen gebären die Instrumente eine zweistimmige Melodie, die den Raum in seiner Gänze einnimmt. Von den Jüngsten bis zu den Ältesten, allen stehen die Haare. Schon zum Ende des ersten Stücks würden die meisten im Saal gerne klatschen, doch die silbern verschmolzenen Töne verhalten in stiller Nachdenklichkeit. Dankbar an diesen geheimen Ort entlockt worden zu sein, neigen sich die Köpfe wohligh zur Seite. Währenddessen ist Mara zunehmend schlecht. Das Vibrato der Duduk peitschte an ihr Trommelfell, als würde ihr Haupt einer Glocke gleich vom Instrument angeschlagen. Allein vom Anblick der entzückt schwankenden Nacken wurde ihr schwindlig. Sie neigten sich alle auf die gleiche Seite in Erwartung der nächsten Darbietung. In der kurzen Pause verschnauft sie benommen, es wird gleich wieder besser gehen, nur kurz Ruhe. Um sich hört sie Kerzen und alte Menschen atmen. Dann setzen Gitarre gefolgt von Duduk zu etwas Frommem, Kanonartigem an. Innert wenigen Augenblicken neigt sich der von Klängen umarmte Raum zur anderen Seite. Maras Gedanken verwirren sich indessen zu einem faulen Brei, ihr ist, als ob die Kirche ab dem Geranke auf den Bänken jederzeit schlagseitig kippen und sie allesamt auf den Dorfplatz hinunter leeren könnte. Maras Stirn glänzt im Kerzenschein, sie fühlt ihren Schweiss übers Brustbein auf ihren Bauch laufen, wo ihn ihr Unterhemd aufsaugt. Ihr schielendes Auge stört sie, als habe sie so eben bemerkt, doppelt zu sehen. Bis zum Ende lässt sich das alles doch durchhalten. Manch einer dreht sich nach ihr um, ihr Befinden ist wohl durch die Reihen spürbar. Draussen verdunkelt sich der Himmel, nur noch ein letztes Stück jetzt. Wieder erklingen die Instrumente, aber sie dringen nicht mehr durch Maras taube Ohren. Sie schweift in ihren Gedanken irrend umher, schweift immer wieder ab und sieht am Ende doch immer Eneas' purpurne Augen vor sich. Neben ihrer Zunge schäumt salziges Sekret, ihr Hals zieht sich zusammen, ihre Eingeweide knurren. Sie hält es nicht mehr aus und springt von der

Holzbank auf in den Gang. Starr bleibt sie da stehen, die Musik prasselt an ihr ab. Wie einer Bronzestatue klebt ihr das blaue Haar auf dem bleifarbenen Gesicht. Niemand ausser einem kleinen Mädchen hat ihr Aufstehen bemerkt. Ihrer Gewohnheit halber versucht sie das Mädchen anzulächeln, doch sie beisst sich entrückt auf die Zähne. Eine Träne läuft dunkel über ihre Wange, da wendet sie sich ab und stürmt durchs Tor nach draussen. Auf dem Platz tobt so etwas wie ein Föhnsturm. Im Himmel zerdrücken dicke Wolken den übrigen Nebel. Ungewöhnlich warme Böen scheuchen die Linden um den Platz auf, die fauchen und zischen. Trockenes Laub wirbelt von der Pflasterung bis über die Wipfel des Tannenbaums, der ganz neben sich seine Äste fuchtelt, ungestüm, als strebe er an, den Wind zu dirigieren, wie es den Armen einer Zeder eigen ist. Mara kommt es vor, als ob ihr etwas im Hals steckt. Rätselnd, wohin sie sich übergeben könnte, rennt sie zum Brunnen mitten auf dem Platz. Keine gute Idee hier, dazu noch unter der Tanne bei dem Wind. Mara schaut am wiegenden Stamm ganz nach oben, da blitzt zwischen den Wolken kurz die Sonne auf und sticht ihr grell ins Auge. Der Stich pflanzt sich bis in ihr Hinterhaupt fort. Sie sinkt auf ihre Knie. Über den Brunnen zu erbrechen, kommt nicht in Frage. Ihr kommt das Würgen, mit verkrampftem Bauch spuckt sie auf den Boden, doch fast der gesamte Speichel bleibt an ihrem Kinn hängen. Sie verschluckt sich, hechelt, spürt etwas auf ihrer Zunge, versucht es zu schlucken, doch sie übergibt sich gleich wieder in ihren Mund. Dann beginnen im Kirchturm die Glocken zu schaukeln, sie läuten eine nach der anderen mit einstimmend so laut sie können, ihr Schall bebt durch Maras Körper. In ihrem Mund bemerkt sie einen ätzenden Geschmack. Hoffentlich ist es jetzt vorbei. Doch unaufhörlich schlagen die Glocken weiter, die Krämpfe lassen nicht nach. Hinter dem Brunnen tief in die Knie gezwungen, erblickt sie etwas Vertrautes. Es ist die Mütze ihres Vaters, Vati, der aufrecht um die Ecke spaziert. Kein Mensch weiss, was er da mit seiner Bauernmütze herum stolziert. Jeden Moment könnten die Trauerfamilien aus der Kirche kommen und ihn da so ungeniert in seiner Kutte sehen. Es ist als lege er es auf eine Provokation an, als hege er den Wunsch, seinen Ruf in Stein zu meisseln. Ihr Vater steuert auf sie zu. Sie möchte gerne aufstehen, sich beklagen und weinen, aber ausser einem Rülpsen entlockt sie ihrer Kehle im Getöse der Glocken keinen Mucks. Ihr angespannter Bauch rumort, als sie vor Schreck noch weiter zusammensackt. Hinter Vater schreitet Eneas, beide kommen geradewegs auf den Brunnen zu. Von einer ungekannten Scham ergriffen, kriecht Mara unter die Tanne, die sie mit dichten Wedeln bedeckt. Sie hört im Geläute nicht, was die beiden an den Brunnen Tretenden bereden und sie sieht auch nicht, was sie tun. Offenbar waschen sie sich, waschen sich die Hände. Mara versteht nicht. Vielleicht gibt es da nichts zu begreifen. Ihr Vati, ihr Eneas. Beide sehen gelassen, ja zufrieden aus. Gerne möchte sie sich jetzt zeigen und kraxelt durch die kratzenden Äste auf die andere Seite, dabei erbricht sie über ihre Arme und Knie. Sich

umdrehend, um zu sehen, ob sie davon Notiz genommen haben, bemerkt Mara ihre feuchte Unterwäsche; sie hat sich in die Hosen gemacht. Reglos verweilt sie auf allen Vieren, ohne sich an einen schlimmeren Moment in ihrem Leben erinnern zu können. Die beiden gehen getrennter Wege und schlendern im warmen Föhn über den Platz davon, während sich das Kirchentor öffnet, die Glocken verhallen und die Trauernden ans Licht treten. Keine grössere Demütigung könnte sie sich vorstellen, als nun von jemandem, einem scharfäugigen Kind etwa, erspäht und vor allen blossgestellt zu werden. Die gute Mara. Hoffentlich spaziert jetzt niemand mit seinem Hund vorbei, der sie entdecken, bellen und verraten würde, die schöne, schielende Mara. Die Szenerie vor der Kirche spielt sich seltsam langsam ab, die Leute sollen doch einfach nach Hause verschwinden und sie aus diesem Elend entlassen! Aber es ist durchaus komisch, verabschiedet Pfarrer Peter die Angehörigen nicht direkt vor dem Eingang; er schüttelt keinem die Hände, sondern begleitet sie die kleine Treppe herunter, vorsichtig, wie ein älterer Mann, als er ist. Sicher liesse sich bei klarem Verstand leicht ein Reim daraus machen. Nein, nicht jede Verschiedenheit bedeutet auch Kausalität, zumindest nicht innerhalb der Spannweite ihrer Flügel. Oder aber Pfarrer Peter führt die Trauernden allesamt mit der Asche der alten Bertha herunter in die Aue, an den Fluss, um ihren letzten Wunsch zu erfüllen. Möglicherweise wird der Pfarrer dabei seine Duduk zücken und ein hinreissendes Lied spielen, Kati wird korepetieren, die Leute werden die Hände ihrer Liebsten halten und ein jeder wird eine Anekdote mit der lieben Bertha erzählen, von denen es im Dorf so viele gibt. Sie werden durch die Binsen schreiten und ein Stück Schwemmholz finden. Dann werden sie ein frommes Lied anstimmen und mit der unerwarteten Abendsonne wird Lämmchen unter den Pilgern erscheinen. Alle werden mit den Händen auf die Knie klatschen, um sie zu begrüßen und bei allen wird sie sich schubsend durch die Beine wedelnd bedanken, sie nach der langen Abwesenheit noch erkannt zu haben. Erst nach dem Alpenglügen werden sie vollendeter Tat heimkehren.

Maras Lippen sind von Kotze verklebt. Eine dicke Wolke hat ihren Schleier triumphierend übers Dorf gelegt, es dämmt früh. Endlich verziehen sich die letzten Angehörigen. Mit ausgekühlten Gliedern, langsam und ungelentk wie ein Kaltblüter kriecht sie unter der Tanne hervor. Sie spült ihre Kleider, eins nach dem andern, im Brunnen und beginnt dann heftig zu schlottern. Zunächst wäscht sie unter dem Strahl ihr Gesicht und ihre Arme, dann steigt sie mit den Füßen in den Brunnen und reibt sich den Bauch ab. Zitternd legt sie sich zuletzt ganz unter den Strahl. Sie erschrickt ab Weidenzweigen im Wasser, die die Korbflechterin dort einweicht. Ächzend robbt sie heraus auf den Boden. Erfüllt von der Angst, nackt auf dem Dorfplatz zu erfrieren, versucht sie in ihre Kleider zu schlüpfen, aber es schüttelt sie zu sehr vor Kälte.

Also stemmt sie den nassen Klumpen Kleider und rennt nackt durchs Oberdorf bis nach Hause, wirft das Knäuel auf die Laube und eilt in ihr Zimmer.

Drei Tage liegt sie darauf erkältet im Bett. Dann kommt sie vormittags vorsichtig die Treppe herunter in die Küche, wo ihre Mutter ihr aufmerksam einen Tee mit Honig bereitgestellt hat. Mara setzt sich hin und betrachtet den Tee, riecht ihn, trinkt einen Schluck und merkt, wie ihre Gedanken langsam werden. Neben ihr scheint die Sonne ans warme Täfer, die Küche ist hell erleuchtet. Im Tee löst sich der Honig vom Löffel, sie nimmt noch einen Schluck und schliesst dabei die Augen. Gar nicht so übel, die Schöne, die Schielende zu sein. Ihre Mutter erkundigt sich zuversichtlich, wie es ihr mittlerweile gehe und lacht, als wäre eine zweite Sonne am Himmel aufgegangen. Mara, sich an die nassen Kleider auf der Laube erinnernd, erklärt, sie habe nach der Trauerfeier am Fluss Lämmchen gesucht und sei dabei ungeschickt ins Wasser gerutscht. Darauf lächelt ihre Mutter und erzählt ihr, Vati habe Eneas im Dorf getroffen. Dieser sei vor ein paar Wochen nördlich in die Stadt gezogen, er wolle sich dort mit einer Freundin etwas aufbauen, zunächst zimmere er als Angestellter. Allein deshalb habe man ihn im Dorf nicht mehr gesehen. Ob sie ihn nicht einmal besuchen gehen wolle. Mara hält ihre Tasse mit beiden Händen. Mit grossen Augen schaut sie zu ihrer Mutter hoch. Diese reibt weiter ihre Gläser ab und lächelt: Was ist, mein Schatz?

La Neuveville, Januar 2020 Cedric